

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt

37 (11.5.1851)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 11. Mai 1851.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

Nro. 37.

Der höllische Schuß.

(Schluß.)

Sie kamen hierauf an eine zweite Thüre, die noch fester verwahrt war, als die erste; auch diese öffnete der Rothmantel mit leichter Mühe. Vor derselben lag gleichfalls ein Wächter, der beides, Schwert und Hellebarde, an die Wand gelehnt hatte; er selbst war zur Erde ausgestreckt, sein Haupt lag auf dem Boden, unterstützt von dem rechten Arme, mit der linken Hand aber hatte er die unterste Thürangel umklammert. Wie nun die Beiden die Thüre öffneten, kam der Arm an der Thürangel aus seiner früheren Richtung und der Mann rührte sich, jedoch ohne zu erwachen. „Der läßt uns schon nicht gutwillig durch“ — flüsterte der Rothe dem Junker zu — „mit dem müssen wir aus einem andern Tone sprechen. Schnell, junger Freund, das Schwert hier gefaßt, denn ihr wäret sonst ohne Waffen, wenn es zur Sache kommt.“ Mit diesen Worten hielt er Wilhelm das bloße Schwert des Wächters hin, welches jener, nach langer Weigerung, endlich mit zitternder Hand faßte. Zu gleicher Zeit stieß der Rothmantel, wie aus Versehen, den Wächter in die Seite, so daß derselbe schnell in die Höhe fuhr; aber ehe er noch Zeit hatte um sich zu schauen und sich noch die schlaftrunkenen Augen ausrieb, um zu erkennen, wer ihn in seiner Ruhe gestört hätte, hatte ihm Jener bereits mit der einen Hand die Helmkrone tief in das Gesicht geschlagen und mit der andern seinen eisernen Halskragen gefaßt, den er so fest zusammendrückte, daß der Wächter keinen Laut mehr hervorzubringen vermochte. „Wir sind verloren“ — rief er dem Junker zu, während er in unverwandter Stellung den Wächter festhielt — „wir sind verloren, wenn ihr nicht zustoßet und ihm den Garaus macht, denn dieser Mensch weckt sonst seine Gefellen auf und sie überwältigen uns ohne Gnade.“ Wilhelm hielt das Schwert noch in der Hand, aber er zitterte am ganzen Körper, wie von heftigem Fieberfrost geschüttelt; das Schwert entfiel ihm, — es sollte das erste Mal seyn, daß er seine Hand mit Blut besetzte; seine erste Waffenthat sollte ein Mordmord seyn. Mit Schauern wandte er sich ab. Da regte sich's wieder an der ersten Thüre und es schien, als ob der verschont gebliebene Wächter sich aus dem Schlafe aufrichte, und zu gleicher Zeit krümmte sich der festgehaltene wie ein Wurm unter den Händen des Rothmantels. „Alles ist verloren“ — rief dieser noch einmal mit leise kreischender Stimme — „und Fräulein Bertha verschmachtet im Todtengewölbe, wenn ihr nicht auf der Stelle zustoßet; hieher Junker, hieher, seid kein Feigling, sonst ist eure Geliebte und mit ihr alle eure Hoffnungen dahin!“ — mit diesen Worten entblöhte er die Brust des Wächters.

Diese letzte schreckliche Aufforderung seines gespenstischen Führers wirkte auf Wilhelm mit wahrer Zauberkräft. „Lieber ein Mörder werden, und wäre es der gemeinste Mordmörder, als Bertha dahin sterben sehen und auf immer verlieren“ — so dachte jetzt der unglückliche Jüngling, der sich nun ganz in die Gewalt des Bösen gegeben sah, und nimmer von ihm loszutrennen wußte; er ergriff das Schwert noch einmal und — stieß es mit der Kraft eines Verzweifelnden in die Brust des Wächters; es war das erste Mal in seinem Leben, daß er eine Mordwaffe gegen das Herz eines Andern richtete. Er hatte gut getroffen, denn der Rothe leitete den Stahl, daß er sein Ziel unmöglich verfehlen konnte, nur den Stoß selbst mußte Wilhelm führen. Unter heftigen Zuckungen und leisem Röcheln

athmete der Getroffene sein Leben aus. „Habt's brav gemacht, junger Freund“ — rief das Gespenst dem Junker zu, als der Mann, in seinem Blute schwimmend, auf der Erde lag, — „jetzt können wir ungehindert weiter ans Werk, denn der erste Hüter schnarcht noch immer, wie eine Raze; er hat sich vorhin nur umgedreht, um desto fester wieder einzuschlafen.“

Schnell stiegen jetzt die beiden nächtlichen Wanderer die Wendeltreppe hinauf. Bald waren sie im Hofraume der Burg angekommen; überall herrschte noch Stille und eine Dunkelheit, daß man sich kaum erkennen konnte; nur aus der Kapelle, die ganz in der Nähe an die innere Schloßmauer angebaut war, leuchtete ihnen der schwache Schimmer eines Lichtes entgegen. Sie traten zu dem kleinen Portale des Kirchleins hin, der Rothmantel reichte dem Junker die Feile, er selbst aber zog sich behutsam von dem Eingange zurück und nun ging es an das Hauptwerk. Wilhelm bedurfte nicht langer Zeit, um die Thürangel zu durchseilen und bald klappte die Thüre so weit auf, daß er sich durch die Oeffnung durchwinden konnte. „Hier noch etwas für euch“ — rief der Rothe dem Junker zu, während dieser die Kapelle eben zu betreten im Begriffe stand — „ihr könnt euch dessen bedienen auf dem dunkeln Gange zur Gruft, es ist ein Fichtenspahn, den Ihr an dem ewigen Lichte vor dem Altare anzünden müßt; diese Fackel wird euch sicher zu eurer Liebsten hingleiten; aber erschreckt nur nicht, wenn euch das rostige Gesicht des Fräuleins etwas bleich anstartet.“

Wilhelm von Hohenberg ergriff den dargebotenen Fichtenspahn; ohne irgend eine Störung gelangte er durch die Pforte, leise, aber nicht ohne Schauer schritt er über die Grabsteine aus uralter Zeit dahin, welche sich auf dem Boden aneinander reiheten, bis zu der Stelle, wo das heilige Licht des Altars seinen schwachen Schein verbreitete. Des sonst so unschuldigen Jünglings Hand, seit wenigen Tagen erst an Frevel gewöhnt, hielt jetzt ohne Scheu den Spahn an das geweihte Licht, schnell entzündete sich dieser und Wilhelm hatte nun eine hellleuchtende Fackel zum Grabgewölbe. Wenige Treppen führten ihn zu der Stelle hinab, wo Bertha's noch offener Sarg stand. Da lag die Geliebte mit gefalteten Händen; ihr bleiches Haupt ruhte auf einem Kissen von glänzend weißer Seide, ein bis auf die Füße herabwallendes Gewand von demselben Stoffe umhüllte die schlanke Gestalt der Ruhenden. Die Fackel verbreitete einen wunderbaren Schimmer über die Gestalt, Wilhelm sank vor dem Sarge nieder und faltete betend die Hände — — aber eilends richtete er sich wieder auf, denn jetzt war keine Zeit, sich ernstlichen Betrachtungen hinzugeben, es mußte schnell gehandelt werden, ehedann es zu spät war. Mit der Rechten faßte er die im Sarge Ruhende kräftig um den Leib, um sie in die Höhe zu richten: es war ihm, obgleich sie kein sichtbares Zeichen des Lebens kund gab, als ob er ein Leben athmendes Wesen in seinem Arme halte; mit der Linken hielt er die verhängnißvolle Fackel. So schleppte er die Geliebte die Treppen des Grabgewölbes hinauf; schon war er oben an den Stufen des Altars angekommen, da verließ seinen rechten Arm die Kraft, schnell lehnte er die Fackel an den Altar, um die Schlafende kräftiger mit beiden Armen zu fassen. Ohne weitere Mühe brachte er sie bis zur Pforte, mit nervigem Arme riß er die Thüre weiter auf und drang mit seiner geliebten Beute durch die Oeffnung.

Außen stand sein getreuer Führer, der Rothmantel, immer noch auf seinem Posten und geleitete ihn bis zur Ausgangs-

pforte der Burg, die sie offen und unbewacht fanden. Noch hatte Wilhelm das Thor erst wenige Schritte hinter sich, eben wollte er den Pfad betreten, der zuerst etwas abwärts und hierauf auf die entgegengesetzte Bergeshöhe führt, als eine plötzliche Helle den Hofraum der dicht hinter ihm liegenden Burg erfüllte. Der Lichtschein kam von der Kapelle her, und gleich darauf hörte man das Prasseln einer Flamme, die zu allen Seiten derselben hinausgeschlug. Der Fichtenspahn, welchen Wilhelm brennend an dem Altare zurückgelassen hatte, als er das Fräulein mit beiden Armen umfaßte, war der Bedeckung nahe gekommen, die auf dem Altare lag; plötzlich entzündete die Fackel den zarten Stoff, in wenigen Augenblicken stand der hölzerne Altar in lichten Flammen; von hier zog sich das Feuer zu dem Chorgestühle, ergriff dann die Pforte und so brannte jetzt das ganze Kirchlein lichterloh.

Schnell wurden die Bewohner der Burg wach, der Thürmer stieß mit Macht in sein Horn, um die ganze Umgegend zur Hülfe zusammenzurufen. Graf Friedrich von Zollern war einer der Ersten, der von seinem Lager wegeilte — er war selbst einer der Thätigsten, um seine Leute bei der Löschung des Brandes zur äußersten Kraftanstrengung anzutreiben. Mit Mühe gelang es endlich, der Flamme Meister zu werden, aber Altar, Thüre und Alles, was an der Kapelle von Holz erbaut war, wurde ein Raub des Feuers. Gleich einer ausgebrannten Ruine stand das Kirchlein da, und als der Graf von Zollern in das Grabgewölbe hinabsteigte, um die Leiche seiner zärtlich geliebten Tochter dem verzehrenden Elemente zu entreißen, bot sich der leere Sarg dem Blicke des vor Schmerz und Staunen aufser sich gerathenen Vaters dar. Auch wurde es nur zu bald klar, daß die Kapelle erbrochen, der Leichnam geraubt und der heilige Ort von denselben Händen angezündet worden sei, welche den Raub in denselben begangen hatten. Eilig bot der Graf alle seine Mannen auf, um nach den Frevlern, die Solches gewagt hatten, zu fahnden; er selbst stellte sich an ihre Spitze, um die Spur der vermeintlichen Räuber zu verfolgen.

Eben war Wilhelm mit seiner geliebten Beute auf jener Stelle in der Nähe der Burg angekommen, wo noch jetzt die, der heiligen Jungfrau geweihte, Kapelle steht. Hier ruhte er eine Weile aus, denn seine Kraft wollte versiegen gehen; er blickte zurück und sah die eben verlöschende Flamme im Burghofe, aber weiter schreiten konnte er nicht, denn bereits hatten scharfe Augen den Ruhenden aus der Ferne wahrgenommen. Vergeblich hatte dieser seine Schritte verdoppelt, schon glaubte er, den Händen seiner Verfolger entronnen zu seyn, da setzte eine tiefe Bergschlucht seinem Weiterschreiten ein Ziel und unterdessen hatten die Nacheilenden ihn auf kürzern Wegen eingeholt. „Steh, frecher Tempelräuber!“ — schrie Graf Friedrich von Zollern aus kurzer Entfernung dem Jünglinge entgegen — „und büße deine Schandthat mit dem Leben!“ Dieser, die Lüfte schauerlich durchdringende Ruf drang zu des Fräuleins Ohr und erweckte sie aus ihrem Todesschlummer. Sie schlug die Augen auf und rief — als sie sich von Manns Armen gefaßt sah, mit noch halbohmächtiger Stimme: „Maria hilf!“ Und die heilige Jungfrau half auch. Denn eben wollte Wilhelm von Hohenberg, geängstigt durch den Zorn des alten Grafen von Zollern, sich mit Bertha in den Abgrund stürzen, da hielt der Vater den Arm der Tochter fest und — sie war gerettet. Den Jüngling aber konnte kein rettender Arm mehr zurückhalten; er stürzte hinunter in den Abgrund, wo kein schützender Engel ihn empfing, sondern nur das schallende Gelächter des Verführers, dessen Gewalt er sich überantwortet hatte, heraufhallte. In derselben Stunde fand man Wilhelms Leichnam am Felsen zerschmettert liegen. Bertha aber lag in den Armen ihres Vaters, nicht mehr eine kalte, starre Leiche, sondern wieder belebt, gerettet durch die heilige Mutter Gottes, welche den Vater in eben dem Augenblicke herbeigeführt hatte, wo sie in der Tiefe des Abgrundes einen schrecklichen Tod finden sollte.

An der Stelle, wo dieß Alles geschah, baute Graf Fried-

rich zum Gedächtniß an die Rettung der geliebten Tochter die Kapelle „Mariahilf“, deren Namen in unsern Tagen in den von „Mariazell“ umgewandelt wurde; Fräulein Bertha aber weihte von nun an ihr Leben Gott, der ihr daselbe zweimal geschenkt hatte. Ungeachtet ihr Vater mit aller Macht der Gründe widerstrebte, ließ sie sich nicht zurückhalten, sondern ging hinab ins Thal und nahm den Schleier in dem Klosterlein Maria Gnadenthal.

Ost stieg sie als Gottgeweihte den Berg hinan — aber nicht um den alternden Vater in seiner Burg zu begrüßen, sondern sie trat in die neugegründete Kapelle und betete für die Seele des Jünglings, der aus Liebe zu ihr dem Versuch sich hingegen und ein so schreckliches Ende gefunden hatte. Ost steht der nächtliche Wanderer um Burg Zollern noch in unsern Tagen in hellen Mondnächten einen Jüngling mit Köcher und Bogen in jener Schlucht wandeln — es ist der unruhige Geist des jungen Grafen von Hohenberg.

Bilder deutscher Kaiser.

(Fortsetzung.)

Friedrich der Erste — der

Königs-
Kothbart.

1153 bis 1190.



Ronrads Bruders-
sohn, der tapfere, hoch-
gesinnte Herzog von
Schwaben, der sich schon
bei dem letzten unglückli-
chen Kreuzzuge durch sei-
nen Heldenmuth bewährt
hatte, bestieg in der Kraft
der Jugend den Thron
seines Oheims. Er war
der tüchtigste und edelste
unter den Kaisern des
Mittelalters und hat
Jahrhunderte lang in
den Sagen und Liedern
des Volkes fortgelebt.
Er gab der Kaiserwürde
ihren alten Glanz wieder
und machte Deutschland
groß und blühend. Die
innern Fehden erloschen,
die Fürsten beugten sich
vor seinem Ansehen, selbst
mit den Welfen, von de-
nen seine Mutter stammte,
versöhnte ihn die Jugend-
freundschaft mit Heinrich
dem Löwen, dem er zu
Sachsen auch Baiern zu-
rückgab. Bald wurden
die Städte durch Handel
und Betriebsamkeit reich
und alle Künste und
Wissenschaften blühten, von ihm selbst geliebt und gefördert, em-
por, vor allem Minnesang und kirchliche Baukunst. Die Kö-
nige von Böhmen, Polen, Ungarn und Dänemark beugten sich
vor seinen Richtersprüchen und leisteten ihm den Lehenseid. Aber
in Italien fand er im Kampfe gegen die freiheitsliebenden lom-
bardischen Städte und gegen die ihnen engverbündete päpstliche
Macht den Wendepunkt seines Glücks. Zwar hatte er auch
dort zwanzig Jahre lang die kaiserliche Macht kräftig behauptet
und die trotzig Städte durch seine Vögte niedergehalten, ja das
stolze Mailand zur Strafe für immer wiederholte Empörung
zerstört. Aber der kühne Papst Alexander der dritte, dem er
vergebens seine Gegenpäpste entgegenstellte, fachte den Muth und
Freiheitsfinn der Lombarden von neuem an. Vergebens drang
Friedrich 1167 siegreich bis Rom vor, wo ihn nach Alexanders

Flucht sein Papst Paschalis krönte; eine Seuche vernichtete plötzlich sein ganzes Heer und er kam fast wie ein Flüchtling über die Alpen zurück. Und als er sie nach sieben Jahren von neuem mit ungenügender Macht überstieg, weil Heinrich der Löwe ihm trotz der dringenden Bitten die Begleitung versagte, erlitt er bei Legnano eine entscheidende Niederlage, die ihn zwang, die Hand zum Frieden zu bieten. In Venedig versöhnte er sich, auch im Unglücke würdevoll, mit seinem ihm ebenbürtigen Gegner dem Papste und gab den Lombarden gesetzliche Freiheit. Aber obwohl er damit die Frucht langer schwerer Kämpfe verlor, wankte doch in Deutschland sein Ansehen nicht und selbst der mächtige Heinrich mußte sich vor ihm demüthigen, als er ihm, obwohl der alten Liebe nicht ganz vergessend, die Herzogthümer als verwirklichte Lehen absprach. So konnte er 1186 zum letztenmal in Frieden nach Italien ziehen, wo ihn die versöhnten Lombarden mit Freuden empfangen und wo er seinen Sohn Heinrich mit Constantia, der Erbin Neapels vermählte, dessen Besitz nun die Kaisermacht in Italien fest zu gründen schien, aber leider den Hohenstaufen bald verderblich wurde. Zuletzt zog der greise Held auf die Kunde, daß Sultan Saladin Jerusalem erobert, mit mächtigem Heere ins gelobte Land, fand aber, nachdem er sich in blutiger Schlacht gegen die Türken bei Iconium den Weg dahin gebahnt, beim Uebergang über den reißenden Seleph den Tod. Noch harret Deutschland seiner in den Sagen verheißenen Auferstehung aus dem Kyffhäuser-Grabe.

(Fortsetzung folgt.)

Schwergebüßte Neugier.

Der Abbé S. . . zu Paris, ein sehr gelehrter Mann, der aber fast sein ganzes Leben in der Schulstube und bei der Studirlampe zugebracht hatte, brannte, schon siebenzig Jahr alt, vor Begierde, ein Schauspiel zu sehen. Oft hatte er gegen seine Freunde geäußert: vor seinem Tode müsse er noch ins Theater gehen, um einen anschaulichen Begriff von einer Sache zu erhalten, die in allen Gesellschaften den größten Theil der Unterhaltung ausmache. Man hielt dies immer für Scherz.

Der Abbé bewahrte seit geraumer Zeit einen altmodischen Puz seiner Großmutter sorgfältig auf. Mehrmals hatte ihn sein Bedienter gefragt: Was machen Sie mit dem alten Plunder? immer erhielt er zur Antwort: „Man kann nicht wissen, wozu er noch einmal zu gebrauchen ist.“

Endlich konnte der Abbé seiner Begierde: ein Schauspiel zu sehen, nicht länger widerstehen; er vertraute seinem alten Diener: er sei fest entschlossen, das Theater zu besuchen, und zwar, damit er von keinem erkannt würde, in dem Anzuge seiner Großmutter.

„Aber, lieber Herr Abbé,“ entgegnete der Diener, „dadurch verfehlen Sie ganz Ihren Zweck. Der Puz Ihrer seligen Frau Großmutter ist so alt und barock, daß Sie Jedermann anstauen, sich über Sie lustig machen und endlich wohl gar erkennen wird. Behalten Sie Ihre gewöhnliche Kleidung bei. Bei der Menge von Abbé's, die in der Regel im Schauspielhause sind, kann dies gar nicht auffallen, und Sie werden gewiß ganz unbemerkt bleiben.“

Dieser verständige, wohlgemeinte Rath wurde aber nicht beachtet; das Alter ist gewöhnlich eigensinnig, und der Abbé S. . . war es in einem ziemlich hohen Grade. Hauptsächlich bestimmte ihn zu dieser Mummerei die Furcht, von seinen Bekannten und vorzüglich von seinen Schülern an einem so profanen Orte erkannt zu werden.

„Deine Besorgnisse sind ganz ohne Grund,“ sagte er zu seinem Bedienten: „Ich bin so alt, daß sich keine Seele darüber wundern kann, mich so altmodisch gekleidet zu sehen; man wird es vielmehr sehr natürlich finden.“

Der Bediente mußte mit bösen Ahnungen im Herzen seinem eigensinnigen Herrn Beistand bei der Toilette leisten. Er zog ein schweres buntes Kleid an, das von oben bis unten mit

breiten Falbeln besetzt war, verhüllte die flache Brust und den dünnen gelben Hals mit einem Frangentuche, wie es selbst in keiner Trödelbude mehr feil geboten wurde, und bedeckte die Tonsur mit einer Haube, auf die ein Strohhut mit verblühten künstlichen Blumen gestülpt wurde, womit auf alten französischen Gemälden die Schäserinnen abgebildet sind. In dieser karikaturmäßigen Verkleidung ging der Abbé in's Schauspielhaus und löste eine Einlasskarte zu einem Platz im Amphitheater.

Kaum hatte er sich dort gezeigt, so fiel er allen Anwesenden auf. Alle Blicke richteten sich nach dieser seltsamen Figur. Die ihm zunächst Stehenden sprachen darüber, und es entstand ein allgemeines Gemurmel.

Selbst der Schauspieler Armand, der die Harlekinsrollen spielte, bemerkte die Dame aus einem früheren Jahrhundert; er ging in's Amphitheater, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Bei dieser Beschäftigung wurde er zu seinem Erstaunen gewahr, daß die Matrone einen starken männlichen Bart habe, denn er entdeckte die Spuren eines ungeschickten Bartschereers. Er zweifelte nicht, daß in dieser altfränkischen Frauentracht eine Mannsperson versteckt seyn müsse. Er näherte sich ihm und küßte ihm in's Ohr:

„Mein Herr! man hat Sie erkannt. Ihr sonderbarer Anzug zieht die Aufmerksamkeit des Parterres so sehr auf sich, daß ein Lärm zu befürchten ist. Ich rathe Ihnen, sich zu entfernen.“

Voll Entsetzen sprang der Abbé von seinem Sitz auf, und bat den Schauspieler, ihn auf eine gute Art fortzuschaffen.

„Folgen Sie mir nur,“ versetzte Armand, und kehrte nun schnell um, da er in der nächsten Scene wieder auftreten mußte. Der Abbé folgte ihm zwar, verlor aber, bei der Eile des Warners, unter der Menge der Zuschauer diesen aus dem Gesichte, als er eben aus dem Amphitheater gehen wollte. Ein lautes Rischen des Parterres gab ihm das Geleite. Dies vermehrte noch seine Bestürzung, und er lief nach der Treppe, die auf der einen Seite nach der Straße, auf der andern aber nach der Kasse führte. In der Verwirrung verfehlte er den Ausgang, und kam in den Saal, wo die letztere ist. Der bei der Kasse stehende Polizeioffiziant erblickte die alte weibliche Figur, ihr sonderbarer Anzug, ihre Bestürzung mußten ihm auffallen. Er vermuthete darin einen verkappten Abenteurer, trat ihm entgegen und fragte ihn mit barscher Stimme: „Wer sind Sie, Madame?“

Der Abbé war so außer Fassung, daß er keinen Laut von sich geben konnte.

„Sie wollen nicht mit der Sprache heraus,“ fuhr der Polizeioffiziant nun noch barscher fort. „Das hat nichts zu sagen. Man wird Ihnen schon den Mund öffnen. Folgen Sie mir!“

Bei diesen Worten faßte er den Abbé ziemlich unsanft beim Arm, und schleppte ihn, trotz alles Sträubens, zu dem Chef der Polizei. Vergebens bat der Abbé, ihn nicht unglücklich zu machen, vergebens bot er dem Polizeioffizianten seine Börse an, wenn er ihn gehen ließe. Dies Flehen, dies Anerbieten machte ihn nur noch verdächtiger.

Angekommen bei dem Chef der Polizei, übergab ihm sein Führer der Obhut anderer Polizeidiener, und stattete seinem Vorgesetzten Bericht über diesen Fang ab.

Der Verhaftete wurde nun vor den Chef gebracht. Bei dem Anblicke der barocken Gestalt konnte dieser sich des Lachens nicht enthalten, doch nahm er schnell eine ernste Miene an, und gewohnt, solche Sachen kurz abzumachen, redete er ihn mit den Worten an:

„Ich weiß schon Alles! — Wer sind Sie, und was hat Sie dazu bewogen, sich so zu verkleiden?“

Der Abbé, der die Wahrheit einer so bestimmt ausgesprochenen Versicherung keineswegs bezweifelte, erzählte nun aufrichtig die Veranlassung zu dieser Vermummung. Der Chef der Polizei schüttelte bedenklich den Kopf, weil dies mit seiner vori-

gen Behauptung geradezu in Widerspruch stand, und äusserte: „Das sind Winkelzüge! Aber es wird Ihnen nichts helfen. — Ich werde der Sache bald auf den Grund kommen.“

Bei diesen Worten schellte er, ein Polizeidiener trat ein, und er sagte ihm etwas in's Ohr. Der Herbeigeschellte entfernte sich.

Der Polizeichef sprach keine Silbe weiter, und der Abbé harrete in tödtlicher Angst wohl über eine Viertelstunde, was über ihn beschloffen werden würde. Plötzlich redete ihn der Polizeichef wieder an:

„Haben Sie sich besonnen, wollen Sie die Wahrheit sagen?“

„Das hab' ich schon,“ versetzte der Abbé mit zitternder Stimme: ich kann nichts hinzufügen.“ —

„Ihr Zittern verräth schon, daß Sie kein gutes Gewissen haben. — Sie verschlimmern nur Ihr Schicksal durch Ihre Hartnäckigkeit.“

Der arme alte Mann zuckte die Achseln; er wußte nicht, was er darauf antworten sollte, denn er verstand diese Drohung nicht.

Der Bediente des Abbé war mittlerweile geholt worden. Der Chef der Polizei glaubte ihn durch die Confrontation mit solchem auffer Fassung zu bringen. Der Bediente wurde gemeldet, vorgelassen, und der Polizeichef fragte den Abbé mit höhnisch triumphirendem Ton:

„Kennen Sie diesen Menschen?“

„Es ist Jean, mein Bedienter,“ erwiderte der Abbé, froh, einen alten Bekannten und treuen Diener wieder zu sehen.

Diese Erkennungs-scene schien dem Polizeichef sehr unangenehm zu kommen, sie stimmte gar nicht mit dem Rapport des Polizeioffizianten, der den Abbé verhaftet und ihn als einen höchst gefährlichen Taschendieb geschildert hatte, dem er schon längst auf der Spur gewesen sei.

Der Abbé mußte abtreten und der Bediente wurde nun vernommen. Seine Aussage stimmte genau mit dem überein, was der Abbé zuvor gesagt hatte. Es war also erwiesen, daß den alten Mann nur seine unwiderstehliche Neugier, aber keine strafbare Nebenabsicht, zu dieser Verkleidung veranlaßt hatte.

Unter solchen Umständen mußte der Verhaftete nun wieder auf freien Fuß gesetzt werden. Dies geschah auch, aber erst nach bitterm Borwürfen über ein solches unziemliches Betragen für einen Geistlichen.

Unglücklicher Weise erkundigte sich aber der Polizeichef nach diesem Vorfalle näher nach dem Abbé S. . . und erfuhr, daß er in Hinsicht religiöser Gegenstände ganz von seinen eignen Ansichten abweiche. Einige Tage darauf erhielt der Abbé eine lettre de cachet, die ihn aus Paris verbannte.

Neue deutsche Sprüchwörter.

9. Auch gestohlene Glocken haben einen guten Klang.
10. Niemand hinkt von des Nachbarn Lahmheit.
11. Könnte man auch Geld kaufen, die Armen blieben doch arm.
12. Was von Perlen nachbleibt ist: Perlemutter.

Rudelmüller und Breetenborn.

Rudelm. Na, Breetenborn, alter Schwede, de warscht ja heite Morgen schon wieder molum. Wo sin de tugendhaften Grundsätze von de vor'ge Woche?

Breetenb. I de vertrackten Zweckessen.

Rudelm. Was habt ihr denn wieder gezwackesst?

Breetenb. Mer wullten ermitteln, wie mer durch Zegen- eitigkeit de Personalsteuer leichter aufbringen könnten.

Rudelm. Wie habt ihr se denn ufgebracht?

Breetenb. Ach, lieber Rudelmüller, als de Berathung vorbei war, konnt' ich meine Person nich ufbringen, g'schwoige de Personalsteuer.

Rudelm. Breetenborn, ich will Dir mal e Räthsel ufgeben. Sag' mer Breetenborn, was geht über en Bittern?

Breetenb. Da geht nisch nich drüber.

Rudelm. Doche.

Breetenb. Was b'n?

Rudelm. Zwee Bittre.

Breetenb. Du, Rudelmüller, warum nennt man denn ene Wüste „unwirthbar?“

Rudelm. Bist Du och schwer von Begriffen. Dummer Kerl, weil in der Wüste ke Wirth nich wohnt, wo man Een hinter die Binde gießen kann.

Rudelm. Breetenborn, noch en Räthsel. Warum eignet sich das Kameel nich als Strafbayer?

Breetenb. Weil's en Buckel hat.

Rudelm. Dieses weniger. Ne, weil's lange Durst ertragen kann.

Breetenb. Da paßten wir beede wohl?

Rudelm. Ich sage Dir, was b'n Durst anlangt, nehm ich's mit dem Strafbayer allensfalls uf.

Breetenb. Ich globe och.

Miscellen.

× Die Erben „der zwei größten deutschen Dichter“ machen in englischen Zeitungen bekannt, daß sie nach dem Testament des „Dr. Johann Wolfgang von Göthe, Staatsministers u.“ eine Sammlung von 442 Briefen Schiller's und Göthe's zum Verkauf ausbieten und bis zum 1. Juli Gebote erwarten. Unterzeichnet sind: Baron von Schiller, in Neuenstadt (an der großen Binde in Württemberg), und Baron Walter von Göthe, in Wien.

× Die offizielle Zeitschrift des russischen Ministeriums des Innern bringt eine statistische Uebersicht der Bevölkerungsverhältnisse Rußlands für das Jahr 1846. Hiernach beläuft sich die absolute Bevölkerung für 1846 im europäischen Rußland (im engeren Sinne) auf 52,565,334 Seelen; in den vier westlichen sibirischen Gouvernements auf 2,153,958; im Königreich Russisch-Polen annähernd auf 4,800,000; im Großherzogthum Finnland auf 1,600,000; im transkaukasischen Lande auf 2,500,000; zusammen auf 63,600,000 Seelen. Wenn man hierzu die Bevölkerung des Distriktes Jarkutsk, der Insel Kamtschatka, des Bezirks Schotsk, der amerikanischen Besitzungen, der unter russischer Vormüßigkeit stehenden kirgiskaisackischen Horden, endlich das Militär mitzählt, so kann die Gesamtbevölkerung des Kaiserthums Rußland auf 65 Millionen Seelen angesetzt werden. Nach den Religionskonfessionen gehören: zur rechtgläubigen (russisch-orientalischen) Kirche 49,000,000, zum römischen Katholizismus 7,300,000, zur reformirten Kirche 3,500,000, zur mohamedanischen 2,400,000, zur mosaischen 1,200,000, zur armenisch-gregorianischen und armenisch-katholischen 1,000,000, Heiden 600,000. Der Abstammung nach unterscheidet man: Großrussen 33,000,000, Kleiner Russen (Ruthenen) 11,200,000, Weißrussen 3,600,000, Lithauer und Polen 7,000,000, Finnen und Letten 3,300,000, Tataren, mit Einrechnung alle Mohamedaner, 2,400,000, Deutsche 600,000, Grussen und Armenier 2,000,000, Juden 1,500,000; 600,000 gehören dem uralischen Stamme an und wohnen zerstreut in Ostsibirien, Russisch-Amerika und der Kirgisensteppe.

Logogryph.

Nimm von Vulkan's Altare weg das Herz,
Und es erscheint, der schuf der Eltern großen Schmerz.